

Tongewordener Kummer

Der Ingolstädter Motettenchor meistert Dvořáks „Stabat Mater“ mit den Thüringer Symphonikern im Festsaal

Von Katharina Stork

Ingolstadt – Langsam schält sich das erste Motiv aus den leise anschwellenden, getragenen Tönen heraus. Immer mehr Stimmgruppen setzen ein, immer gewaltiger wird der Klang, bricht unvermittelt ab, kehrt sanft zurück. Und dann kommt der Tenor. „Stabat Mater dolerosa“, leise, zurückhaltend, umsichtig gefolgt vom Sopran. In den Jahren 1876 und 1877 arbeitete Antonín Dvořák an der Vertonung des mittelalterlichen Gedichtes „Stabat Mater“.

Am Sonntagabend sang der Ingolstädter Motettenchor unter der Leitung von Eva-Maria Atzerodt das monumentale Chorwerk im gut besuchten Festsaal, begleitet von den Thüringer Symphonikern aus Saalfeld-Rudolstadt. Atzerodt konnte vier Solistinnen und Solisten gewinnen, die dieser Aufführung ihren ganz eigenen Stempel aufdrückten. Moon Yung Oh verleiht der Tenorpartie mit silbrigem Schmelz den intensiven Ausdruck, den der Schmerz erfüllt, aber auch hoffnungsvolle Text verlangt. Werner Rollenmüller bringt einen gewaltigen, brachialen Bass mit. Theresa Holzhauser lässt ihren bronzefarbenen, warm geführten Alt großzügig strömen und Sopranistin Magdalena Dijkstra punktet mit filigraner Leichtigkeit.

Atzerodt hat die anspruchsvoll verwobene Partitur fein



Berührendes Monumentalwerk: Der Ingolstädter Motettenchor sang am Sonntagabend Dvořáks „Stabat Mater“, begleitet von den Thüringer Symphonikern. Foto: Bernhard Schaffer

säuberlich aufgedröselt und gleichsam das Gewaltvolle in den Chorstellen herausgemeldet, das dem Werk seinen ambivalenten Charakter verleiht. Rote Verzweiflung trifft auf leise Hoffnung. Moon Yung Oh legt tiefen Schmerz, ein beina-

he unterdrücktes Schluchzen in die Beschreibung der Szene, in der Maria ihren Sohn Jesus am Kreuz hängen sieht. Zart trüdelnd und strudelnd die Streicher durch das „Quis est homo“, „Wer ist der Mensch, der nicht weinen würde, wenn

er die Mutter Christi sieht in so großer Verzweiflung?“, singt Theresa Holzhauser auf lateinisch, während Dvořák die einzelnen Stimmen zu einem weiten Klangteppich mit sanfter Farbverlauf verknüpft. Das Hauptmotiv wabert aus der

Dunkelheit der tiefen Streicher hinauf ins Licht der Geigen. Immer weiter steigert sich der Chor in eine verzehrende Intensität des „Eja Mater“ hinein. Eva-Maria Atzerodt dirigiert mit klaren, pointierten Bewegungen. Vor allem die Frauen-

stimmen im Chor lassen die aufstrebenden Verzerrungen schön aufblühen. Kraftvoll schmettert Werner Rollenmüller das „Fac, ut ardeat cor meum“, unterstrichen von Hörnern und Posaunen, in den Festsaal.

Viel muss Atzerodt am Pult nicht machen, um das watti- weiche Hin- und Hertaumeln im „Tui nati vulnerati“ zu formen. Wolkenleicht schwebt der Chorklang von der Bühne. Auch hier malt Dvořák mal großflächig mit knalligen Farben, mal zeichnet er feine und verästelte Tuschelnien.

Flehend und bittend singt Yung Oh das „Fac me vere tecum flere“, bei dem Atzerodt den Chor-Tenor kurz einbremsen muss. Strahlend frohlockt der Chor-Sopran im „Virgo virginum praeclara“, umspielt vom Tenor. Im „Inflammasus et accensus“ lässt Theresa Holzhauser ihre Stimme glühen, während die Pauken mit dem Gedanken an den Tag des jüngsten Gerichts drohen.

Doch schlussendlich reißt im letzten Stück „Quando corpus morietur“ der Himmel auf und verzweifungsvoll strahlt ein Bild vom Paradies den durchlebten Kummer der Gottesmutter. Das „Amen“ mit Blech und Pauken ist ein wahrer Gänsehautmoment und erhebender Schlusspunkt eines berührenden Konzerts. Der ausdauernde begeisterte Applaus nach dem letzten Ton sagt alles. **DK**

„Ich liebe die Stille!“

Philip Catherine und Martin Wind im Birdland in Neuburg

Von Karl Leitner

Neuburg – Ende der Siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, als die Rock-Jazz-Fraktion mit elektronisch verstärktem Sound und aufgedrehten Verstärkern enormen Einfluss auf den Jazz hatte und Gitarrenrosen wie Jan Akkerman, John McLaughlin, Al Di Meola, Larry Coryell und der Belgier Philip Catherine in aller Munde waren, sorgten ausgerechnet die beiden letztgenannten mit den ihren gemeinsamen Alben „Twin House“ (1977) und „Splendid“ (1978) für ein Gegen- gewicht, das nicht nur wegen des Bekanntheitsgrades der beiden weit hin auf Fischen sorgte, sondern wegen ihrer Rückkehr zur akustischen Variante ihrer Musik.

Am Samstagabend sitzt der mittlerweile 83-jährige Catherine zusammen mit seinem Partner, dem in New York lebenden Kontrabassist Martin Wind, auf der Bühne des Birdland Jazzclubs in Neuburg, sagt: „Ich liebe die Stille!“ und taucht für gut 90 Minuten ein in seinen eigenen Kosmos aus leisen Tönen, sparsamen Akkorden und behutsamen Läufen, die so zerbrechlich wirken und doch so voller Leidenschaft sind und immer noch einen enormen Tatendrang ausstrahlen, gerade weil sie von spektakulärem Gehabe so weit entfernt sind und mit vordergründiger Präsentation musikalischer Technik so gar nichts zu tun haben wollen. Was Catherine an diesem Abend im Birdland tut, ist ausgesprochen intim, gewährt einen Einblick in die Seele eines Musikers in einem Augenblick, in dem er gerade dabei ist, sich regelrecht in sie zu versenken, sich von ihr



Diese Kombination ist ein echter Glücksfall: Philip Catherine (rechts) und Martin Wind im Birdland. Foto: Karl Leitner

entführen zu lassen in eine ureigene Welt aus Tönen und Klängen. Nicht laut, nicht schnell, niemals vordergründig – das ist Philip Catherine beim Konzert im proppenvollen Clubgewölbe vor andächtig lauschendem Publikum an diesem Abend, an dem man hören könnte, wie eine Stecknadel fiele.

Philip Catherine ist in höchstem Maße beeindruckend, obwohl er beim letzten Termin nach einer anstrengenden Tournee an manchen Stellen im Programm erschöpft und müde wirkt, was nachvollziehbar ist, denn ab einem gewissen Alter hinterlassen die vielen Auftritte in schneller Abfolge schon mal ihre Spuren, haben Auswirkungen auf die Kondition und die Konzentration. Gut, dass er mit Martin Wind einen – an diesem Abend ebenfalls gesundheitlich angeschlagenen – verlässlichen und in höchstem Maße selbst kreativen Partner an seiner Seite hat, der die spielerischen Akzente setzt, zu Catherine ein geradezu inniges, von absolutem Vertrauen geprägtes musika-

lisches Verhältnis hat und enorm viel für die Struktur des Abends tut. Er ist der Fels, das Gerüst, die Basis, von der aus Catherine seine Exkursionen ins Innere starten, mit dem er den Verschmelzungsprozess wagen kann, der ihm per Blickkontakt und mit Hilfe einer gemeinsamen musikalischen Sprache aber auch wieder zurück hilft ins Jetzt.